

Suche nach Wärme in unsere Häuser. In den langen Monaten bis zum nächsten Frühling waren die Straßen öde und verwaist. Die Dunkelheit wurde lediglich unterbrochen vom flackernden Licht der Fernseher, das durch die Fenster der dämmrigen Zimmer fiel, sodass die kahlen Äste der Bäume sichtbar wurden.

Am frühen Abend verkündete das Geräusch zuknallender Autotüren die Ankunft der Männer, die von der Arbeit nach Hause zurückkehrten. Ihre zerbeulten alten Autos säumten die Straße, denn abgesehen von dem täglich einmal verkehrenden Bus und dem Fahrrad waren das die einzigen Beförderungsmittel in dieser ländlichen Region.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, war ein Reihenhaus mit drei Schlafzimmern und lag am Ortsrand in einer Siedlung mit Sozialwohnungen. Meine Eltern waren zehn Jahre vor meiner Geburt dort eingezogen, und

meine Mutter erzählte mir, dass es damals nach frischer Farbe und feuchtem Zement gerochen habe. Die kleinen Gärten, halbiert durch einen kurzen Betonweg, bestanden aus frisch aufgeschüttetem Ackerboden: Weder war dort Gras gesät, noch waren Sträucher oder Blumen gepflanzt worden.

Für viele der jungen Paare, die einen Schlüssel zu einer der Haustüren erhielten, war es das erste gemeinsame Zuhause. Sie hatten bisher bei den Eltern oder Schwiegereltern gewohnt und darauf gewartet, eine Sozialwohnung zu bekommen. Eines hatten all diese jungen Familien, die in diese Neubausiedlung zogen, gemeinsam, und das war Optimismus.

Als ich alt genug war, um den Unterschied zwischen unserem Haus und den anderen in der Siedlung zu erkennen, hatten die Jahre der Vernachlässigung bereits ihren Tribut gefordert. An den Fenster- und Türrahmen

blätterte die Farbe ab, und während die Gärten unserer Nachbarn liebevoll gepflegt wurden, war unserer überwuchert mit struppigem Gras und vertrockneten Sträuchern. Der Wind trug Samen in den Garten, die sogar Wurzeln schlugen, aber schließlich verdorrten.

Abgesehen von den Phasen, in denen meine Mutter über schier unbegrenzte Energie zu verfügen schien, hingen unsere Gardinen vergilbt vor den Fenstern, während hinten im Garten Wäsche im Wind flatterte, die meine Mutter manchmal tagelang draußen auf der durchhängenden Leine ließ.

Als meine Eltern in das Haus einzogen, war mein großer Bruder Pete erst ein paar Monate alt, aber als ich groß genug war, um ihn bewusst wahrzunehmen, war er bereits ein wütender Teenager, der unser Zuhause mied und, wie es schien, auch mich.

Die Familie meines Vaters, die aus seinen drei Brüdern, deren Frauen und Kindern, seiner

unverheirateten Schwester sowie meinen Großeltern bestand, lebte ebenfalls in dem Ort, und als ich klein war, hatte ich jede Menge Cousins und Cousinen unterschiedlichen Alters zum Spielen. Meine Mutter hatte nur eine Schwester, die 160 Kilometer von uns entfernt wohnte. An meine Großeltern mütterlicherseits kann ich mich nicht erinnern. Sie waren bereits mittleren Alters, als sie ihre beiden Töchter bekamen, und starben, als ich noch ein Baby war.

Jeden Sonntag traf sich unsere ganze Familie in der Kirche, die Männer in dunklen Anzügen und die Frauen in dazu passenden einfarbigen Jackenkleidern aus Perlon und mit einer bunten Mischung von Hüten auf den Köpfen. Die Kinder trugen ihre Sonntagssachen. Die kleinen Jungs erschienen in kurzen Hosen, gestärkten weißen Hemden, ihren Schulkrawatten und Blazern sowie mit ordentlich aus dem Gesicht gekämmten

Haaren. Die Mädchen waren mit Rock, Bluse und Pullover herausgeputzt. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich je nach Jahreszeit entweder einen karierten oder einen pinkfarbenen Baumwollrock anhatte und dazu weiße Spitzensöckchen und schwarze Lackschuhe. Pete trug eine lange graue Flanellhose und ein dunkelblaues Jackett.

Wenn meine Mutter in einem langen Flatterkleid aus bunter indischer Baumwolle in der Kirche erschien, unterschied sie sich von den anderen Frauen. Mit ihrem schimmernden, schulterlangen blonden Haar, das sie nicht unter einem Hut verbarg, dem Porzellanteint und dem schlanken Körper war sie in meinen Augen die hübscheste Mutter von allen. Ich mochte es, wenn sie neben mir saß und meine kleine Hand in ihrer hielt. Andererseits empfand ich so etwas wie Scham, wenn sie nicht mit uns in die Kirche kam. »Zu müde«, lautete eine ihrer Entschuldigungen oder sie